



27. 4.

PHILOSOPHISCHES CAFÉ

Thema: Zuhause – Die Suche nach einem Ort

Gast: Daniel Schreiber

Aus Gesprächen mit Daniel Schreiber

Ich wollte ein Buch über Entwurzelung schreiben. Ich habe den Eindruck, dass das zurzeit eines der bestimmenden kollektiven Gefühle ist, vielleicht sogar das bestimmende kollektive Gefühl. Es begegnet einem in vielen Facetten, zum Beispiel in der gegenwärtigen Renaissance des Heimat-Begriffs. Vor allem auf politischer Ebene kann diese Entwurzelung leicht instrumentalisiert werden und bedrohliche Formen annehmen. Ein Großteil der Verunsicherung, die viele von uns heute spüren, rührt daher. Die einzige sinnvolle Antwort auf dieses Gefühl kann nur eine individuelle Verwurzelung sein, glaube ich. Die einzige richtige Antwort darauf ist, mit anderen Worten, ein Zuhause für sich zu finden.

Hat sich unsere Auffassung von »Zuhause« nicht auch gewandelt?

Ja, früher war das Zuhause etwas, in das man hineingeboren wurde. Heute hingegen ist Zuhause-sein immer mit Fragen verbunden, die sich jeder mehrmals in seinem Leben stellen muss: Wo will ich leben? Wie will ich leben? Will ich bleiben? Selbst die Entscheidung, in seinem Herkunftsort zu bleiben, bedarf eines aktiven Entschlusses. Wenn wir uns dieser Entscheidungen nicht annehmen oder sie aufschieben, hält die Erfahrung der Wurzellosigkeit an. In meinem Fall hieß das zum Beispiel, dass ich mich jahrelang immer nur provisorisch eingerichtet habe. Ich hatte das Gefühl, das eigentliche Leben findet erst später statt, an einem anderen Ort, nicht in Berlin, wo ich schon seit einigen Jahren lebte. Irgendwann wurde das Provisorium zu einem Dauerzustand. Ich glaube, dass die Suche nach dem Zuhause heute eine Aufgabe geworden ist, die wichtig für ein zufriedenes Leben ist. Eine Aufgabe, der man sich stellen kann – und muss.

Müssen wir am Zuhausesein arbeiten?

Ja. Obwohl Arbeit ein problematisches Wort ist. Heute soll man an allem arbeiten, an sich, seinem Körper, seiner Beziehung. Aber Zuhausesein ist in der Tat ein Prozess, den man heute immer wieder erneuern muss, den man sich immer wieder erarbeiten muss, ob man es will oder nicht. Wir alle denken, Zuhausesein sei etwas Selbstverständliches. Das ist es aber nicht. Ich glaube, dass es durch die kulturelle Verschiebung, die wir diesbezüglich erleben, zu etwas kommt, was die meisten von uns noch nicht so ganz im Blick haben. Es fordert eine gewisse Bereitwilligkeit,



sich niederzulassen, eine gewisse Bereitwilligkeit, Verpflichtungen und Bindungen einzugehen. Das alles ist heute nicht mehr so ganz einfach, wie noch vor 10, vor 20 oder vor 30 Jahren.

Kann man den Begriff des Zuhauses überhaupt definieren, auf einen allgemeingültigen Nenner bringen?
Zuhause fühlt sich für jeden anders an, jeder hat eine andere Geschichte, eine andere Biographie. Man kann den Begriff nur individuell verstehen, man kann ihn nur individuell in seinem Leben umsetzen. Deshalb auch die essayistische Herangehensweise des Buches, die dazu anregen soll, sich damit auseinanderzusetzen, was Zuhause für einen selbst bedeutet. »Zuhause« ist ein Essay, in dem ich persönliche Erzählstränge mit philosophischen, psychoanalytischen und soziologischen Reflexionen verbinde. Obwohl auch in Deutschland jetzt wieder mehr autobiographisch geschrieben wird, ist das eine Gattung, die man immer noch vor allem aus Amerika oder Frankreich kennt. Was schade ist, denn ich glaube, dass man mit Essays Dinge ausdrücken kann, die man in anderen Gattungen nicht ausdrücken kann. Man kann etwa bestimmte Dinge in einem Essay für den Leser unmittelbarer erfahrbar machen als mit »regulären« Sachbüchern.

Inwieweit spielt der Begriff der Heimat in Ihre Überlegungen hinein?

Ich finde die derzeitige Heimat-Renaissance faszinierend, wir stoßen wieder überall auf das Wort – in heimeligen Titeln für Koch- und Selbsthilfebücher, in krisenvertreibenden Topflappen – und Handtuchaufschriften, auf politischen Plakaten und in den Programmen bestimmter Parteien. Heimat ist, historisch gesehen, ein problematischer Begriff ist, aber noch viel problematischer ist der Umstand, dass er eigentlich nicht das beschreibt, was wir mit Heimat nennen. Wenn wir über Heimat sprechen, reden wir eigentlich oft über einen Wunsch, zu Hause zu sein. Wir reden über den Wunsch nach Zugehörigkeiten, einen Wunsch nach Gemeinschaft. Früher war Heimat schlicht eine Bezeichnung für den Landstrich, in dem man geboren wurde oder in dem man auch nur einen bleibenden Aufenthalt hatte. Im späten 18. Jahrhundert trat zum ersten Mal die romantische Vereinnahmung dieses Begriffs ein, die wir derzeit wieder erleben. Deutschland bestand damals noch vor allem aus kleinen Staaten, denen in permanenten europäischen Kriegen immer wieder neue nationale Identitäten aufgedrückt worden waren. Zum anderen war die romantische Besetzung des Begriffs eine Antwort auf Industrialisierung und Landflucht, sie war eine Abwehrreaktion auf die gigantischen sozialen und politischen Umwälzungen, die man damals erlebte. Heimat ist ein modernes Wort, das antimoderne Ideen beschreibt. Das ist heute wieder ähnlich und wie damals beschreibt Heimat heute wieder etwas, das nicht mehr existierte und so auch noch nie existiert hat. Heimat ist nie ein realer Ort, sondern ein Phantasma, ein irrealer Sehnsuchtsort. Ein Zuhause ist hingegen etwas Reales. Hier führen wir Beziehungen zu Menschen, haben unsere Wohnung, unsere Arbeit, richten unser Leben ein.



Sie spielen auf Stimmen an, die aktuell sehr deutlich zu vernehmen sind. Viele Menschen sind auch hierzulande der Meinung, ihre Heimat würde durch Eindringlinge von außen – die Flüchtlinge – verändert. Heimat hat immer eine politische Dimension, gleichzeitig ist es ein sehr schwammiger Begriff. Niemand weiß, was Heimat eigentlich ist, aber alle fühlen sich in einer emotionalen Weise davon angesprochen und deshalb auch berechtigt, etwas dazu zu sagen. Gerade das Gefühl der Entwurzelung ist sehr anfällig für jede Form der Instrumentalisierung. Zu sagen, wir verlieren gerade etwas, uns wird etwas weggenommen, unsere Heimat, damit lassen sich immer leicht die Massen mobilisieren, auch wenn das in der Realität gar nicht der Fall ist.

In Ihrem Buch berichten Sie auch von Ihrer Urgroßmutter, die ihr ganzes Leben auf der Flucht war, und von Ihrer Kindheit als schwuler Junge in Mecklenburg-Vorpommern ...

Ich glaube, dass es wichtig ist, sich mit dem Leben seiner Vorfahren auseinanderzusetzen, vor allem in Zeiten dieses Gefühls der Verunsicherung. Nicht zuletzt, weil diese Leben deutlich machen, wie schnell politische Systeme zusammenbrechen und wie schnell sich Grenzen verändern können. Über meine Kindheit habe ich geschrieben, weil viele schwule Männer, lesbische Frauen und Transgender ähnliche Erfahrungen der Ausgrenzung gemacht haben wie ich. Dieses grundlegende Gefühl der Zuhauselosigkeit begleitet sie oft ihr Leben lang.

Die aktuelle Flüchtlingsdebatte spielt in Ihrem Buch hingegen kaum eine Rolle. Warum?

Ich wollte das Thema Flucht breiter betrachten. Deshalb habe ich über meine Urgroßmutter geschrieben, die in Wolhynien, einer Region in der heutigen Westukraine, groß geworden ist und drei Mal in ihrem Leben fliehen musste. Ein Fünftel der deutschen Bevölkerung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Ostgebieten vertrieben. Jede deutsche Familie ist direkt oder indirekt von diesem Schicksal betroffen. Es war furchtbar für die Flüchtlinge, sie wurden wegen ihrer andersartigen Dialekte ausgegrenzt, waren Konkurrenten um die knappen Ressourcen in den Hungerwintern nach dem Krieg. Und doch hat diese Flucht, die größte des 20. Jahrhunderts, nie einen richtigen Platz im kollektiven Gedächtnis bekommen. Ich wollte außerdem zeigen, dass diese Kontinuität der Grenzen und Staaten, mit der wir aufgewachsen sind, in Wirklichkeit sehr fragil ist. Staaten und politische Systeme brechen sehr viel einfacher zusammen, als wir glauben wollen. Auch deshalb ist Heimat eine Illusion, da daran immer Vorstellungen von Unveränderlichkeit geknüpft sind.

Im Grunde ist Heimat so ein irrealer Sehnsuchtsort, ein Knotenpunkt aus Nostalgien, aus ungewissen Erinnerungen, aus unerfüllbaren Wünschen, und es wird immer dann vor allem über Heimat gesprochen, wenn diese Heimat oder dieses Gefühl von Heimat bedroht ist, wie gerade jetzt. Wir leben in einer tatsächlich sehr schwierigen Zeit mit vielen Terroranschlägen, mit dem Klimawandel am Horizont, mit einer politischen Verdunkelung, die viele von uns in unserem Leben so noch nicht erlebt haben. Natürlich kommt es genau dann zu dem Wunsch nach einer



Beständigkeit, ein Wunsch nach einem kollektiven Gefühl, was alle teilen, ein Wunsch nach Sicherheit, der so nicht erfüllbar ist.

Aus Gesprächen im »Deutschlandfunk« (16.8.2016), in »Die Welt« (16.3.2017) und »Buchmarkt« (7.4.2017)

i Die nächsten Termine:

- 15.5.2017 Philosophisches Café Extra zum Thema »Alles nur Narrative? – Diskurse und Haltungen in der Krise« mit Bernhard Pörksen, Maximilian Probst und Elke Schmitter in der Freien Akademie der Künste
- 20.6.2017 Philosophisches Café zum Thema »Denken. Urteilen. Richten.« mit Thomas Fischer
- 4.7.2017 Philosophisches Café Extra zum Thema »Abenteuer der Philosophie« mit Peter Sloterdijk in der Freien Akademie der Künste